

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

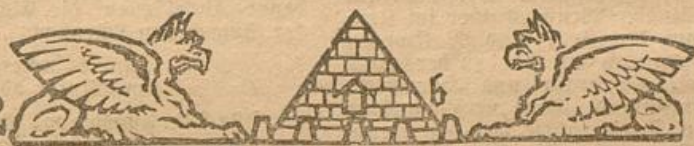
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

6.8.1922 (No. 32)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 32



6. Aug. 1922

Margot Nieß / Dilettant und Künstler.

Die nachträgliche Abgrenzung — nachträglich, d. h. bei Prüfung des fertigen künstlerischen Produkts, kann nur versagen. Denn, — sind alle zufälligen Umstände ihm hold, so kann das Werk des typischen Dilettanten einmal alle Merkmale einer vorzüglich gelungenen Arbeit tragen, das des geborenen Künstlers hingegen — um sich als solches zu erweisen — braucht in keinem einzigen Realfälle zur Vollendung gelangt zu sein. Auch die Rückverfolgung des eigentlich gestaltenden Prozesses kann leicht trügen, kann doch einer ganz von einer gebieterischen Stimme seines Innern getrieben, gleichsam in nachwandlerischem Anstichelberglauben, Worte, Töne, Rhythmen und Farben hinsetzen und erst in jähem Erwachen bei selber Selbstitik wird ihm klar, daß ja schließlich alles anempfundener und schon hundertfach dagewesener (d. h. eben dilettantisch) war, was ihm in der Hitze eigenen Wirkens original, also künstlerisch schien, und wiederum kann der echte Künstler kalt, ja scheinbar müchtern rechnend produzieren, der Welt aber erscheint sein Werk schließlich ein traumgeborenes Wunder. Wo also furcht sich hier die Grenze mit Notwendigkeit und Zwang? Im Dahinter, d. h. jedoch zeitlich im Davor des künstlerischen Beginns liegt die Trennung, die wir suchen. Denn nicht erst beim Produzieren beginnt der eigentlich künstlerische Akt, sondern bereits beim Schaffen des Erlebnisses selber als eines künstlerischen. Schon das weitaus künstlerische Erlebenformen ist Gnade, oder besser, Schicksal. Hier ist der letzte und wesentliche Unterschied zwischen Künstler aus Beruf (der es von Beruf gar nicht einmal in jedem Falle zu sein braucht) und ewigem Dilettanten. Hi nämlich ein Erlebnis bereits seiner Natur nach überwältigend stark, so gelinzt es, man kann wohl sagen fast jedem überhaupt eindrucksfähigem mit durchschnittlicher Sensibilität begabten Menschen, sein wogendes Empfinden in eine schon gleichsam fertig zur Benutzung dastehende Form zu gießen. Beispiel dafür sind schon die verheerende Fülle der Liebesgedichte oder wenigstens Verse an das Meer, wem wäre auch, durchaus ehrlich und rechtschaffen als Kunst gemeint, dergleichen nicht schon aus des Erlebens Ueberfülle entglitten und wem hat es nicht bei einem überwältigenden Augeneindrucke, etwa einem Blumentorso mit Fahnenwehen in der Sonne, schon einmal in den Fingern gezuckt: das malen können! und vielleicht gelang es auch (und wurde Verhängnis), weil eben intensiveres Erleben uns gelegentlich einmal, auch zwei- oder mehrmals, über uns selbst hinausheben kann. Hier liegt es: der Dilettant,

soil er formen, benötigt durchaus die Anregung durch ein außer ihm Seiendes, er braucht — sei es nun die obligatorische Italienreise, das Studiensemester in Paris, den Rausch der Liebe, den Balkanfeldzug. Der Künstler hingegen ist Schöpfer von Urausgang an. Aus fahlem Braum der aufgeworfenen Erdscholle steigt ihm und reißt ihn hin das Erlebnis der nackten Materie, wird Gestalt, Entschluß, Symbol und Bild. Worte einer dunklen, bedeckten Stimme werden von ihm als tiefaründiges Adagio bereits erlebt, der schräg den Luftraum durchquerende Telegraphendraht wird ihm zwingender Anlaß, eine Fläche in machtvollen Rhythmen schwingend zu teilen. Oder es wird eine einfache lahle Baumgabel plötzlich visionäre Erkenntnis, von einer Zweifelt, die tief verbunden ist und doch voneinander strebt, und das kann Anlaß werden zu einem sich groß aufrollenden Drama, ein verloren zwischen Kiefernstämmen taumelnder Schmetterling wird ein freundliches Triolenmotiv, das schwer lastende Bässe durchwirkt, und die laute Rundung eines Gemäuers kann so tief das Erlebnis in sich geschlossenen, friedvollsten Seins vermitteln, daß ein Madonnenbildnis daraus wachsen muß. „Faire une perle d'une larme“ sagte ein französischer Dichter einmal — d. h. das Schaffen, das noch vor dem allzuviel berufenen „Gestalten“ kommt, es heißt aus rohem Ader das Gartenland ebnen, auf dem die Rauberblumen der Kunst erwachsen.

Und damit ist zugleich gesagt, daß auch kein Schatten irgend einer zufälligen Bedingtheit dem Werk des wahren Künstlers anhaftet, da ja die Sphäre des reinen Erlebens weder der Widerigkeit der Umstände (der bald darauf einsetzenden Lücke des Objekts) noch der Gefahr der Nachahmung ausgesetzt ist, zwei Faktoren, durch die gelegentlich jegliche Beurteilung des fertigen Werkes einmal problematisch werden kann. Da oben heißt es sich nur auf die Wünschelrute verlassen, die uns anzeigt: hier halte, hier ist Gold begraben. Gilt es jedoch wie hier, einmal die scheinbar so leicht ineinanderfließenden Begriffe Künstler und Dilettant voneinander zu scheiden, so scheint es, daß die Fähigkeit, Eindrücke des Alltags im Erfassen bereits zu verwandeln, alles gleichsam sub specie aeternitatis schon zu erleben, das eigentliche ist, was den Künstler zu seinem Berufe stemmt, während der Dilettant immer wieder auf das große Erlebnis warten muß, das ihn zum Formen erst anregt, ihm gleichsam feilsch die Hand führen muß.

Friedrich Mez / Lößland und Keuperberge im Kraichgau.

II.

(Schluß.)

Aus dem Lößland mit seinen Getreidefluren, mit seinen weichen Formen erheben sich im Osten mauergleich, in ein dunkles Waldkleid gehüllt, Heubelberg und die Harbt und der noch höhere Stromberg, und es stehen zwischen Hilsbach und Odenheim ähnliche Berge, der Eichelberg, der Kreuzberg, der Kapellenberg. Bei näherem Zusehen freilich löst sich die geschlossene Bergwand auf und es sind vor das feinere Gebäude einzelne Pfeiler vorgehoben. Stets aber begrenzen waagrechte Linien den Horizont und in Treppen fallen die Berge zu einem flachen Vorland ab. Ein rascher Wechsel lebhaft gefärbter Mergel und bräunlicher Sandstein erzeugen dies Landschaftsbild. Die Necker sind nicht mehr gelb und braun, sondern werden schwärzlich-rot. Darnach ist der Rotenberghof, der Schwarzerdof, das Städtlein Rotenberg genannt. In satten Farben ist das Landschaftsbild gehalten, und wer von der Höhe der Kapelle über dem Dorfe Eichelberg das Keuperland überblickt, sieht, daß hier alles dunkel erscheint, was draußen in grellen Farben leuchtete, und es erfüllt das grüne Walddunkel diesen Gesamteindruck.

Die Böden sind zäh und ungemütlich ist's hier bei Regenwetter. Wenn es von Orien im Pöhlern heißt: „Münzesheim liegt mitten im Dred, Unterwiesheim desaleichen“, so gilt diese unfreundliche Bemerkung nur bei Regenwetter. Bei trockenem Wetter geht man hier eher im Staub. Wenn es aber im Keuperland regnet, dann sieht es auf den Feld- und Waldwegen böse aus. Bei Mühlbach findet man an den Hängen der roten Mergel keine Namen häufiger wie „Hornrain“ und „Hornweg“, von dem ahd. horo = Dred herrührend. Eine verschwundene Burg bei dem ähnlich lautenden Dorfe führte gar den wenig verlockenden aber zutreffenden Namen der Dredburg (Horrenburg). Trocken die Wege im Keuper ab, so verwandeln die erstarrten Wagenleihe die Fahrbahn eher noch in ein größeres Verkehrshindernis als sie vordem war.

Tiefe Schluchten reißt das Regenwasser in die Mergelhänge. Treffend ist darnach das Dorf Tiefenbach genannt. Das Keuperbergland blieb Jahrtausende unweegsam, heute noch enden dort die Nebenbahnen in Sackgassen. Alte Siedelungen sucht man hier vergebens. Es ist junges Kulturland im Vergleich zum Lößland. Aber in ihrem Walddunkel bergen die Keuperberge Ringwälle des oft bebrängten Volkes im offenen Land, auf der Burghalde zwischen Dühren und Sinsheim, auf dem Dittlisenberg östlich Eppingen. Am Siegfriedsbrunnen bei Odenheim sucht das Volk den Schauplatz der schaurigen Tat des Hagen Tronje. Vom Zauber des Waldes umgeben ist noch die zerbrochene Bergstraße auf dem Dittlisenberg. Wasserreich ist das Keuperbergland, dort entspringen die Mehrzahl der Kraichgauhähe. Der Reichtum an starken Quellen, häufig aenua sind freilich auch nur zeitweilig fließende Schuttquellen, hat schließlich doch der Besiedelung den Weg gewiesen, und häufiger wie im Lößland findet man hier einzelne größere Höfe: Stifterhof, Buchenauerhof, Fimmelhäuserhof und Birkenauerhof.

An die Stelle der großen, volkreichen Bauerngemeinden treten hier grundherrliche Weiler. Im oberen Angeltal schufen weltliche Grundherren das Rodungsdorf Angelloch zum Unterschied von dem im Gau gelegenen Gau-Angelloch Waldangelloch genannt, und es überragt heute noch die Burgruine auf dem Schilfsandstein das Dorf.

Bedeutender war die Kulturarbeit der Klöster auf dem alten Kömigsboden. Im Stromberg legt die mächtig aufblühende Zisterzienserabtei Maulbronn die Breiche in die Bergwälder, und in den westlichen Keuperbergen entstehen das adelige Benediktinerstift Odenheim und die Stiftsdörfer Eichelberg und Tiefenbach. In den Mergelhängen, die die Württemberger die „rote Wand“ nennen, wächst ein vortrefflicher Tropfen. Wer kannte nicht wenigstens den Namen des Eisinger Weins, und vordem mag auch der Eichelberger besser gewesen sein als er heute ist.

Kornbauern mit großen Scheunen und Ställen sucht man hier vergebens, aber es fehlt nirgends die Kelter, und es stehen die Häuslein der Reblente dicht gedrängt. Malerischer als das Lößliche Maltschenberg ist das württembergische Ebermels. Mit dem Zerfall des Weinbaues ist freilich die an sich schmale Lebensgrundlage dieser Orte arg erschüttert worden. Ist heute Waldangelloch auf nahezu 1000 Einwohner angewachsen, so ist daran die Tabakmanufaktur schuld, die dort ihren Einzug gehalten hat. In anderen mußte Waldarbeit und der Steinbruch Ersatz schaffen. Treffliche Steine findet man dort ja in Menge, und der Geschmack wandte sich zudem mehr und mehr von dem roten Buntsandstein ab und dem hellen Schilfsandstein zu. Auch der Karlsruher Bahnhof ist aus dem Keuperwerkstein errichtet.

Von dem Stubenland, mit dem sie handeln, führen die Sternenfelder den wenig wohlklingenden Namen der „Sandgloben“. Mag sein, daß Steinbrucharbeit und der große Durst die Waldbörsler zu groben Leuten machte. Der Wald, der diese wäldertelalterlichen Dörfer ringsum einschließt, gehört dem Staat, heute wie vor einem Jahrtausend, und die Gemeindefasse ist leer. Einfacher als im Lößland ist die Lebenshaltung. „Speckfresser“ nennen unfreundliche Nachbarn die Nischen und viel beisehender „Holzbirnen“ die Eichelberger. Auf die Steinhauer geht der Spruch von Würnbach:

„Im Sommer sind sie reiche Leit,
im Winter aber Bettelreit.“

Für Marktstädte war hier erst recht kein Raum. Rotenberg, am Keuperhang gelegen, war mehr eine Burg denn eine Stadt, und Hilsbach, auf dem Schilfsandstein gelegen, wird ebenso oft eine Feste wie eine Stadt genannt. Von beiden aber gilt heute der Spruch: „Sind die Bauern auf dem Feld, so sind keine Bürger mehr daheim.“

Fehlt in Hilsbach der große Markt, so hatte dafür der Kraichgauadel in der Bürgerstadt seine festen Häuser und der Pfalzgraf Rupprecht I. mußte schlichten zwischen Adel und Bürgerchaft, die in Hilsbach saßen. Hilsbach, einst Sitz einer pfälzischen Kellerei, ist aber, gerade weil seine Vergangenheit größer ist als seine Gegenwart, eines der malerischsten Städtchen im Kraichgau und seine Giebel ragen über einem Wald von Obstbäumen in die Höhe. Und näher liegt vor allem der Wald wie in den Städten im Lößland. Der ist auch bei Hochsheim weit, dem die Krone unter mittelalterlichen Städten zuzuerkennen ist.

Nicht immer sind im geologisch arg gestörten Kraichgau die Gegenläufe zwischen Lößland und Keuperbergen scharf, oft gibt es fließende Uebergänge. Im Bruchrain aber stehen wieder zwei Berge, die den Gegensatz deutlich verkünden: von dem lößbedeckten Michaelenberg bei Untergrombach schauen die Jahrtausende in die Ebene, von dem Lagenberg bei Maltsch, den Keuperfelsen aufbauen, sind es wohl nur so viel Jahrhunderte. Heute erscheint freilich auch dieser Berg der Kultur gewonnen und des ursprünglichen Waldkleides beraubt, aber noch kündigt die Silhouette des Dörfleins Maltschenberg, daß die Kulturgeschichte hier erst im Hochmittelalter ansetzt.

In einem reichen Wechsel der Landschaftsbilder liegt der Reiz des Landes. Er schafft mannigfaltige Voraussetzungen für die Wirtschaft und die geistige Kultur. Reicher und vielseitiger ist hier die gesellschaftliche Gliederung des Volkes. Was vom Kraichgau gilt, trifft, wenn auch in anderem Sinn, für manch andere badische Landschaften und das badische Land im ganzen zu. Darum wird das badische Volksleben stets reicher bleiben als manchmal anderwärts, und immer wieder werden Kräfte lebendig werden, die einer Umwallung erfolgreichen Widerstand zu leisten vermögen.

Oskar Herrigel / Zum 90. Geburtstag von Kirchenrat
D. Wilhelm Brückner.

„... und wenn's hoch kommt, so sind's 80 Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen.“ Dieses alte Wort hat sich in reichem Maße an Kirchenrat D. Wilhelm Brückner in Karlsruhe erfüllt, der am 9. August feierlich 90. Geburtstag feiern darf. Von nah und fern werden ihm aufrichtige Glückwünsche dargebracht werden und ihm zeigen, welcher Verehrung er sich erfreut. Gehört er doch zu den immer seltener werdenden Menschen, die den Idealen treu bleiben, die sie in ihrer Jugendzeit erfüllt haben, und die ein wahrhaft goldenes Gemüt ihr ganzes Leben hindurch bewahren dürfen.

Wilhelm Brückner wurde in St. Petersburg am 9. August 1832 als Sohn eines in der dortigen deutschen Handelswelt angesehenen Kaufmanns, der zur deutsch-reformierten Gemeinde zählte, geboren und erhielt im elterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung. Er besuchte ein deutsches Gymnasium, die Petrischule, studierte von 1851 bis 1857 in Dorpat und Heidelberg Theologie und war von 1858 bis 1862 Pastor der deutschen evangelisch-protestantischen Gemeinde in Archangel. Im Jahre 1862 vertauschte er seinen Wirkungskreis mit der reformierten Konfessionsgemeinde Neudorf im Gouvernement Cherson in Süd-

rußland und trat dann 1868 nach bestandenen Kolloquium in den Dienst der badischen Landeskirche über. Nachdem er zwei Jahre in Oberkirch als Pastoralionsgeistlicher und fünf Jahre in Badgingen am Kaiserstuhl zugebracht hatte, kam er 1875 als Pfarrer der damals neugegründeten Südstadtpfarrei nach Karlsruhe. In der badischen Residenz entfaltete Brückner eine reich gefegnete Wirksamkeit. Er vereinigte tiefinnerliche Frömmigkeit mit einer durchaus freien und unabhängigen Stellung zur Bibel und zum Dogma und suchte die Kluft zu überbrücken, die sich zwischen der Kirche und dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit aufgetan hatte. Jedem Glaubens- und Gewissenszwang abhold, war er mit kraftvoller Entschlossenheit zu zeigen bestrebt, daß das undogmatische Christentum der Menschenliebe Friede und Freude zu bringen vermöge. Als ein geborener Redner hielt er in seinen geistvollen Predigten die Zuhörer vom ersten Wort an völlig im Banne. Unermüdetlich tätig war er auch als Seelsorger seiner Südstadtgemeinde, in der die Armut so häufig zu finden war. Sein von Wahrhaftigkeit und Güte erfülltes schlichtes Wesen, dem alle Selbstsucht fremd ist, gewann sofort das Vertrauen der Mühseligen und Beladenen, und sie mußten, was sie an ihrem Pfarrer hatten. Im Jahre 1906 trat Brückner in den Ruhestand, nachdem er über ein Menschenalter auf seinem arbeitsreichen Platz in Karlsruhe gestanden war, aber so manches Jahr noch bestieg er an Feiertagen die Kanzel, um zur Gemeinde zu sprechen.

Man würde jedoch der Bedeutung Brückners nicht gerecht werden, wollte man ihn nur als charaktervollen, warmherzigen Geistlichen schildern. Die treue Begleiterin seines Lebens ist die theologische Wissenschaft. Wie sein 1896 verstorbener jüngerer Bruder, der Universitätsprofessor Dr. Alexander Brückner in Dorpat, ein hervorragender Historiker war, der eine Biographie Peters des Großen u. eine solche Katharinas II. verfaßt hat, so hielt er mit Karl Holsten und Adolf Hausrath in Heidelberg sowie Heinrich Holtmann in Straßburg in der Südwestecke des Reiches die Fahne der historisch-kritischen Wissenschaft am Neuen Testamente hoch und legte in zahlreichen Aufsätzen in der „Protestantischen Kirchenzeitung“ (1887—1896) und in Heftchen „Protestantischen Monatsheften“ (seit 1897) die Ergebnisse seiner Untersuchungen nieder. Sie behandeln z. B. die Berichte über die Auferstehung Jesu, die Christologie des Markusevangeliums, die geschichtliche Entwicklung der Christologie in der neutestamentlichen Literatur, den Autor ad Theophilum als Historiker, eine Streitschrift gegen Harnack. Von seinen selbständig erschienenen Schriften sind zu nennen: Was ist die Rechtfertigung aus dem Glauben? (1872); Die vier Evangelien nach dem gegenwärtigen Stande der Evangelienkritik (1887); Die Stellung des gegenwärtigen Glaubensbewußtseins zu den biblischen Wundern (1887); Die chronologische Reihenfolge der neutestamentlichen

Briefe. Von der Teutonschen Theologischen Gesellschaft gekrönte Preisschrift (1890); Das apostolische Glaubensbekenntnis, ein Vortrag (1892); Die ewige Wahrheit der Religion Jesu (1897); Christentum und moderne Weltanschauung, ein Vortrag (1902). Alle diese Schriften zeichnen sich aus durch Gründlichkeit der Forschung, energische Hervorhebung der Probleme, Gedankenreichtum und klare, flüssige Darstellung. Im Jahre 1903 verlieh die theologische Fakultät der Universität Heidelberg Brückner die Würde eines Ehrendoktors. Ein gütiges Geschick hat ihm bis ins höchste Greisenalter ungebrochene Geisteskraft gewährt. Im Alter von 89 Jahren veröffentlichte er 1921 in den „Süddeutschen Blättern für Kirche und freies Christentum“, dem kirchlich-liberalen Parteiorgan, einen größeren Aufsatz über den Bekenntnisstand der badischen Landeskirche nach der neuen Verfassung, und im vergangenen Winter schrieb er eine für den Druck bestimmte Abhandlung über die Entstehungsverhältnisse der Offenbarung des Johannes. Nur wenigen Menschen dürfte in so hohem Alter eine derartige Frische des Geistes beschieden sein.

Als ein Vorkämpfer für ein freies Christentum gehörte Brückner auch dem Protestantenverein an. Viele Jahre hindurch leitete er den Karlsruher Ortsverein des deutschen Protestantenvereins, bis dieser sich 1921 auflöste, bezw. in die kirchlich-liberale Vereinigung überging. Er veranstaltete bis in die Kriegszeit hinein jeden Winter im großen Rathhausaal eine Anzahl von Vortragsabenden, zu denen er tüchtige Redner von hier und auswärts zu gewinnen verstand. Oft genug erschien er selber am Rednerpult, um in stets freiem Vortrag religiöse und theologische Probleme zu behandeln, die jeweils die Gemüter und Geister bewegten oder doch bewegen sollten, z. B. die Entstehung des Christentums, das Sinnbild in der Religion, das Vergängliche und Bleibende im Christentum. Unvergesslich bleibt allen Zuhörern sein hinreißender Vortrag über Katho und das Freiregels, den der fast Achtzigjährige im Oktober 1911 mit jugendlichem Feuer im überfüllten Rathhausaal hielt, und der, auf allgemeines Verlangen in den Druck gegeben, große Verbreitung gefunden hat. Den letzten, ebenfalls im Druck erschienenen Protestantenvereinsvortrag hielt Brückner 1913 über den Apostelkissenszwang. Während des Krieges wurde er durch die Verleihung des Titels Kirchenrat ausgezeichnet.

Nun wird dieser prächtige, lebenswerte Greis 90 Jahre alt. Welch eine Summe von Mühe und Arbeit liegt in diesem langen Zeitraum beschloßen! Aber gerade deshalb ist sein Leben köstlich, beglückt und beglückend, gesegnet und für andere segensvoll. Seine wunderbare Frische läßt uns zuversichtlich hoffen, daß sein Lebensabend noch recht lange dauern möge, und so begleiten herzliche Wünsche den verehrten Kirchenrat D. Brückner in sein neues Lebensjahr.

Walter Neter / Ein Brief an die Schriftleitung.

Die „Pyramide“ hat sich die anerkanntwertige Aufgabe gestellt, dem badischen Christtum das zu sein, was etwa in der Zeit der Romantiker der Salon einer feinsinnigen Frau war: ein Sammelplatz, wenn sich dabei vielleicht auch einmal ein Gast einstellt, für den die Heimat nicht eine Selbstverständlichkeit, sondern ein Vorwand, ein Beigebblatt ist; das ist nun einmal nicht zu umgehen, denn man kann nicht incundus und graufam-ekklusiv zugleich sein.

Lassen Sie mich zunächst eine grundsätzliche Bemerkung rasch abtun: ich äußere mich sonst nicht gerne über die Werke anderer Schriftsteller. Wer, gleich mir, selber Bücher auf dem Gewissen hat, der wird bescheiden. Der weiß, daß Produzieren und Kritizieren nur selten an die gleiche Wagendeichsel gespannt werden können, ganz einfach, weil jeder schaffende Künstler so sehr in seiner eigenen Welt lebt, daß er zur Welt eines anderen nur schwer Distanz finden kann. Da dies für alle schaffenden Künstler gilt, so darf ich hier wohl kurz anfügen: manch schriller Ruf und Gegenruf in den hiesigen Künstlerkämpfen wäre wohl nicht vernommen worden, wenn man jener alten Erfahrung sich allenthalben erinnert hätte.

Aber heute mache ich eine Ausnahme. Komme ich für einen anderen. Heinrich Bayer heißt dieser andere und wohnt, seitdem ihn die Franzosen aus Straßburg verjagt haben, drüben in Baden-Baden. Viele Jahre war er Universitätsprofessor, ich glaube, Chirurg oder so etwas. Jedenfalls keiner, der fachwissenschaftlich etwas mit Kunst zu tun hatte. Was sehr für ihn spricht. Ich kenne ihn nicht.

Aber zwei Dramen von ihm kenne ich, habe ich ganz zufällig durch die Frau des Malers Arthur Grimm in die Hand bekommen, zwei Dramen, die mich aufhorchen ließen. Was sein, daß ich gar nichts davon verstehe, also ungefähr so viel wie manche

derjenigen, die darüber als zuständige Richter urteilen dürfen. Mag sein! Mag auch weiterhin sein, daß in unserer ismus schwangeren Zeit einer von vornherein schon „hinreichend verständlich“ ist, wenn er klassisch kommt und gute Verse baut, wie es bei Heinrich Bayer der Fall ist. Alles zugegeben; aber wir sollten nicht über unsere Großväter stöhnen, die den Hölderlin veräuern, über unsere Väter, die den Götti veräuern ließen, wenn auch nur die Möglichkeit besteht, daß wir im Drange unserer tauferdlichen Pflicht über einen Dichter hinwegsehen, der unter uns lebt und vielleicht mehr als ein- und alltäglichen Formates ist. Nur um dieser Aufgabe zu genügen, nicht um einen mir persönlich ganz unbekanntem Dichter zu „machen“, nicht um für mein, ach so bescheidenes Urteil irgendwelche Maßgeblichkeit ergattern zu wollen, habe ich Sie, sehr geehrter Herr Schriftleiter, heute auf Heinrich Bayer aufmerksam gemacht. Ehe es zu spät wird, denn der Dichter steht schon an den Siebzigern, und seine Dramen hat er — dies allein schon ist ein Phänomen — zwischen seinen 61. und 69. Lebensjahren geschrieben.

Die beiden Stücke aber heißen: „Das Verbrechen des Lopez“ und „Giordano Bruno“. Nicht mit allem bin ich einverstanden, aber auch dies habe ich gerne hingenommen. Und schließlich ist ja die einzige Elle, mit der man ein Kunstwerk messen kann, die: den Wert eines Kunstwerkes erkennt man an dem Umfang der Sünden, die man dem Künstler freudig verabilt. Wie ich höre, hat Bayer noch folgende Dramen geschrieben: „König Saul“, „Kojannunde“, eine Trilogie über „Friedrich den Hohenstaufen“, endlich einen „Empedocles“.

Vielleicht nimmt sich irgendein Verleger, irgendein Dramaturg, der Sache an. Ich bitte ja nicht für mich, nur für einen anderen, für einen mir Unbekanntem, der gar nichts um diese Bitte weiß.

Pola Niese / Zwischen Sehnsucht und Schmerz

Der Schmerz war mein Pate, und ich wäre wohl gleich am Wege liegen geblieben, wenn mich nicht die Sehnsucht aus meiner leidvollen Erstarrung emporgerrissen hätte. Wen aber die Sehnsucht berührt, der muß weiter wandern, immer weiter, selbst unter den schwerlastenden Fittichen des Schmerzes.

Zwischen Schmerz und Sehnsucht also ging mein Weg. Später aber packte ich die Hand der Sehnsucht fester. Und wie ein Feuerstrom durchrannte es meine Glieder, und ich fühlte, wie ich wuchs, denn die Sehnsucht trieb meine Gestalt gewaltig in die Höhe. Und eines Tages, da konnte ich über die Schulter des Schmerzes hinweg sehen, und ich blickte mitten hinein in die Sonne.

Nie wird sich mein irdischer Mund vermessen, ihre himmlische Allgewalt zu schildern . . .

Ein Taumel erariff mich. Schmerz fühlte das Zittern meiner Hand, das Beben meines Körpers. Und er faßte mich mit eisernem Griff.

„Mein bist du, mein zu allererst,“ sprach er streng. „Bergiß das nie! Das Reich der Schönheit und des Glückes ist nicht für meine Geschöpfe.“

Ich aber ließ die Hand der Sehnsucht nicht los.

„Sag ihm, daß auch du teil an mir hast,“ flehte ich. „Sehnsucht verlaß mich nicht. Du bist meine letzte Rettung in meiner übermenschlichen Vereinsamung. Ohne dich ist Dummheit und Erschlaffung. Schmerz allein tötet.“

Die beiden Gestalten flüsterten miteinander: Ich glaube, sie stritten sich um mich.

„Beide werden wir nie von dir weichen,“ sagte endlich der Schmerz. „Ich aber habe das Hauptanrecht auf dich, und so gehört mir vor allem der Tag. Nachts aber mag Sehnsucht ihre Herrschaft beginnen.“

Schmerzvolle Tage, Nächte voller Sehnsucht, das ist mein Los. Es ist mir, wie wenn alle Saiten meiner Seele zerrissen seien, sie ist so todeswund. Oftmals will mein Fuß straucheln, ich meine, nicht weiter zu können und schlaße die Hände vor meine armen Augen, die sich der Sonne, der einmal geschauten, qualvoll entgegensetzen und sich ihr nicht öffnen können, weil der Schmerz ihre Lider fest verschlossen hält. Und meine Hände strecken sich in namenlosem Verlangen aus und bitten um Ausnahme bei den Frohen. Aber sie greifen in's Leere, denn der Abgrund des Schmerzes liegt zwischen mir und den Glücklichen, und darüber führt keine Brücke.

Und alles Schöne ringsum, das ich ahne, weil Sehnsucht bei mir ist, verwandelt Schmerz in Leid. Und wenn ich das Liebesgeflüster der vom Schicksal Beunruhigten neben mir vernehme, krampt sich mein Herz in wahnsinniger Dual zusammen, und süßes Kinderlachen senkt sich in meine Seele wie atühendes Eisen.

Wenn aber die Dämmerung kommt, dann schlängt Sehnsucht ihre weichen Arme um mich und streift mit linder Hand die wehen Erinnerungen von der Seele, indem sie ihr Flügel verleiht, die sie forttragen, über sich selbst hinweg, in weite Fernen.

Ich darf Sehnsucht alles fragen, Sehnsucht offenbart auch das Nie-Durchlebte. Denn ihre Gedanken sind gerichtet auf das Zukünftige, und ihr Wesen ist Unendlichkeit.

Einmal, da erfuhr ich viel von ihr.

„Was war das, was über mich kam und mich erbeben machte, als ich die Sonne erschaute?“ fragte ich sie einst, denn immer wieder tauchten meine Gedanken zurück in jenes Licht-

meer. „Was machte, daß es war, als würde plötzlich mein Wesen in seinem tiefsten Grunde aufgerührt und verändert?“

Sehnsucht aderte einen Augenblick, denn das größte, seltsame Geheimnis der Menschheit sollte mir jetzt offenbar werden.

„Wenn ich am stärksten wirke im Menschen“, sprach sie dann leise und eindrucksvoll — „und das ist im Frühling seines Lebens —, dann bringt ihm die Nacht, die für die gewaltigste gilt auf Erden, Befreiung aus seiner drängenden Pein. Und das muß so sein. Denn, sieh, ich selbst kann nie Erfüllung geben. Ich wecke Wünsche und mache ruhelos. Die Liebe aber beschwichtigt die aufgeregten Sehnsuchtsträume des Blutes.“

Da aber überkommt mich eine wahnsinnige Angst. „Werde ich nie diese holde Nacht kennen lernen?“ stammelte ich. Ich fühle es, ich stelle eine Schicksalsfrage.

„Nein, nie!“ Sehnsucht schüttelt traurig das Haupt. Mir aber ist es, als lege eine eiserne Hand kalte Frostschauer auf mein glühendes Herz und risse ich das letzte Stücklein heimlicher Frühlingshoffnung von meiner Seele.

„Zu schwer liegt der Schmerz auf dir. Die Kinder des Schmerzes aber haben nicht teil an der Liebe.“

Ich wimmere leise und verzweifelt. Sehnsucht fährt ruhig fort.

„Weine nicht. Es ist gut so. Nur wenn die Liebe einen Widerhall findet in dem Herzen eines anderen, nur dann erlöst sie. Wen aber die Freude nie berührt, den meidet jedes Geschöpf.“

So gehöre ich also zu den ewig Unerlösten. Nur einmal, ein einziges, führte mich das Schicksal an goldene Tore, um mich dann zurückzustößen in ewige Finsternis. Werde, muß ich nicht verkommen in seelischer Gleichgültigkeit und Inhaltslosigkeit? Da aber rihte ich mich empor. Nein, das kann nicht sein, nein, nie. Zu fest sind Sehnsucht und ich miteinander verbunden. Diese Gemeinschaft ist unauflöslich geworden in jenem Augenblick, wo mich der Glühhauch der Sonne traf. Denn seitdem sich mir ihr Strahlenantlitz zeigte, brennen meine Sinne in grenzenlosem Verlangen nach ihr. Immer wieder alüht in meiner Seele ihr Flammenbild auf, und aus dem unklaren Gewoge fiebriger Wünsche lodert hell und gewaltig immer wieder der eine empor.

„Ein Mal nur, ein einziges, Schicksal, laß mich einen tiefen Trunk aus ihrem Nischelich tun, auf daß dieser qualvolle Durst meines Blutes gelöscht werde. Und ich würde Beruhigung verspüren, endlich, endlich, und meine Augen, die müdegeschauten, würden wieder klar, und meine Lippen, die ungeschauten, nie berührten, würden sich lösen in einem Lächeln, und meine Seele, die leere, festverschlossene, würde sich öffnen in selbigem Erblühen. Und ich würde untertauchen in den feurigen Fluten, tief, tief, und Erlösung finden und Vergehen zugleich. Und im Tode noch würde ich es flüstern stolz und beklüßt:

„Nein, ich gehöre nicht mehr zu den Ausgestoßenen. Der Kluch wurde von mir genommen. — Ich stand im Licht.“

Ja, um dieser Sehnsucht willen werden ich leben müssen, trotz allem und allem. Denn das Leben der Sehnsucht ist stärker, viel stärker als das der Erfüllung. Und so werde ich weiter suchen nach deinem Flammenhauch, Sonne, um meines Lichttraumes willen, um jenes glühenden Lichttraumes willen, der heiß in meinem Herzen brennt.

Fritz Erich Wolfgang Kopp / Antaeos.

So nimm ihn hin, mein Wälderboden
Den Stadtbewohner, heimwehkrank,
Der staubgetrieben, lärmverworren
Müde in deinen Schatten sank.

Dir wefenselig, nah entsprossen,
Berpflanzt und dennoch deinem Grund
Anhaftend und wie deine Fichten
Hier nur gedeihend, ach nur hier gesund.

Wo Stillgrünt, wo dämmerwebend
Fernab von der gehezten Welt
Der Dom, die väterliche Halle
Ihn traulich kühl umfangen hält.

Ja winke, winke, laß ihn lauschen,
Der müde in deinen Schatten sank.
Schon rauscht dir seine Seel' entgegen,
Erkennungsgruß und alten, treuen Dank.

Die selbst nicht ruht, die still lebendig
Auf alten Säulen weiterbaut
Und weiter wölbt und immer höher,
Ob sturmgeschüttelt oder überblaut.

Und tiefer ankert, immer tiefer,
Grund und Gestein zusammengewingt,
Und so gegründet und gehoben
Mit tausend stolzen Türmen winkt.

Da liegt der Wicht, der Stadtbewohner,
Hört deinem starken Liebe zu;
Da reckt sich in den eignen Tiefen,
Da klopft ein Herz so stolz wie du.